

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 25 — Sonntag, den 20. Juni 1937

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptchriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Unter der Schlettauer Linde

Unter der Linde, da sitz ich so gern,
da ist es so still — das Heute so fern.
Ein Vöglein singt — die Blätter rauschen —
sag', Linde, Du — willst Du mit mir plauschen? —
„Ei freilich — Du neugieriges Menschenkind,
sollest von mir hören — ich alte Lind'
steh hier im Park schon viele Jahr —
und was ich Dir sage — ist tatsächlich wahr.
Freilich ist alles schon lange her —
doch Menschenkind, 's ist keine Mär.
Da hielt man ab hier große Feste
und im Schlosse drinn da waren viele Gäste.
Kurfürsten und Könige weilten hier —
man lachte und scherzte, trank Wein und Bier.
Manch schönen Ritter und
Edelsträulein
sah kosen ich im Monden-
schein.
Dann brannten viel tausend
Lichtlein am Teich,
wenn ich dran denke —
stimmt es mich weich.
Und Blumen blühten in sel-
tener Pracht —
Ach schön war so eine
Sommernacht.
Auchkehrten fromme Män-
ner hier ein —
Aebte waren es vom nahen
Grünhain.

Ach Vieles — Vieles erlebte mein Herz,
nicht immer Freude — auch manchmal Schmerz.
Weißt Du — da kam ein großer Verfall —
es verwilderte alles — die Blumen all.
Da ward es ganz still im schönen Park —
und Menschenschritte waren karg.
Da war ich gar einsam lange Zeit —
doch nun erleb' ich große Freud'
Man brachte hier alles zu neuer Pracht —
mein altes Herzje wieder lacht.
Sieh' nur — wie schön alles und fein,
viele Bänke laden zur Ruhe ein,
und Schwäne gleiten dahin auf dem Teich,
ja wahrlich, hier ist man an Schönheit reich.

Manch' Wanderer fand hier
schon seine Ruh',
ach — kämen nur noch viel
mehr hinzu.
Du mußt es einmal sagen —
Du Menschenkind,
daß sich im Schloßpark so
eine alte Linde befind't.
Im schönen Erzgebirge —
sag' es nur genau —
liegt wundervoll gelegen das
alle Städtchen
Schlettau!

Irmgard Burkert-Sacher.



Die alte Linde im Schloßpark zu Schlettau.



Arzt und Christ

Am 17. September werden es 200 Jahre, daß in Göttingen eine neue Universität eingeweiht wurde. Ein ehemaliges Pauliner-Kloster wurde der Mittelpunkt der Akademie und die Paulinerkirche wurde zur Universitätskirche. Erst 1764 wurde durch Erwerb eines Privathauses ein Sitz der akademischen Behörden geschaffen. Es waren dürftige Verhältnisse. Noch schwieriger war die Berufung der Professoren. Die einzelnen Länder sahen mit Eiferjucht auf die neue Universitätsstadt und gestatteten nicht, daß einer ihrer Söhne nach Göttingen zog oder die Professoren wurden durch die Dürftigkeit der Göttinger Verhältnisse abgeschreckt. Der als erster Professor berufene Physiker Hollmann mußte, weil die ihm angewiesene Wohnung einer „Mördergrube“ gleich, vorläufig in Kassel Unterkunft suchen. Bedauerliche Zustände — bis ein Mann nach Göttingen kam.

Albrecht von Haller.

Haller (1708—1777) war Mediziner und auf dem weiten Gebiet der Medizin Physiologe, d. h. ein Kenner der Lehre von der Einrichtung und den Lebenserscheinungen des gefunden Menschenkörpers. Auf diesem Gebiete hat er Weltruf erlangt, und jeder Mediziner spricht heute noch mit Achtung von diesem Manne, der eine ganz neue moderne Methode anbahnte. Friedrich der Große schätzte auch diesen Gelehrten so hoch, daß er ihn mit Nachdruck nach Berlin ziehen wollte. Nicht nur als Mediziner hat er hervorragendes geleistet, sondern auch als Dichter. Das, was wir heute schätzen, war sein Ziel schon damals: er hat die deutsche Dichtkunst von der unwürdigen Nachahmung französischer Vorbilder befreit und ihr ernste Gedanken als Inhalt gegeben. Man darf wohl sagen, daß er ganz als Deutscher dachte und fühlte. In einem Nachruf bei seinem Tode schrieb das „Deutsche Museum“: „Deutsche Männer gestehen, daß man seit Leibnizens Tode keinen empfindlicheren Verlust erlitten.“ Haller war aber auch ein ganz überzeugter Christ und trat als ein eifriger Kämpfer für die biblischen Offenbarungswahrheiten auf. Er schrieb 1771 ein Büchlein: „Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung“, in dem er sich über die Gründe seines Glaubens ausgesprochen hat. Die Anregung hierzu ist ihm am Sterbelager eines Freundes in Bern geworden. Geschrieben hat er es in Form von Briefen an seine eigene Tochter Charlotte, die ihm besonders nahestand. Diese Schrift hat ihm vor anderen am Herzen gelegen. Am Anfang macht er hierin die Feststellung, daß die Menschen „böse, höchst verdorben“ sind, und daß Gott der Reine und Heilige notwendig strafen müsse. Damit wird genannt, was eine Veröhnung notwendig gemacht hat: des Menschen Sünde und Gottes Heiligkeit. Dem heiligen Gott steht die menschliche Sünde entgegen. Als die ihm persönlich gefährlichste Sünde empfand er den Hochmut. So stehen sich Gott und Sünder als Gegner gegenüber, was sollte Gott nun tun? Nun erwägt Haller die Möglichkeiten: sollen die Menschen ihrem Verderben überlassen bleiben? Aber das wäre gegen das Richteramt und auch gegen Gottes Liebe. Er ist gegen die Menschen väterlich gesinnt. Sollte er durch Strafen die Besserung zu erzwingen suchen?

Aber Strafen bessern nicht, das weiß Gott noch besser als wir. Sollte Gott etwa die Menschen mit einem Nachwort innerlich umwandeln? Aber dann würde er mit ihnen nicht als mit freien Geschöpfen handeln, sondern als mit bloßen Werkzeugen. Nun gewinnt Haller aus diesem Tatbestand, warum Gott die Erlösung gerade so und nicht anders zustande gebracht hat. Für die eigene Unvollkommenheit weist Haller auf Paulus, der auch auf sein wiederholtes Bitten der Unvollkommenheit nicht überhoben wurde; er sollte schwach bleiben und ganz auf die Gnade angewiesen sein. Und so ist es wohl Gottes Absicht auch mit uns. Gott sandte aus Gnade seinen Sohn, der ein Mittler geworden ist. Zum Schluß spricht dann Haller von der persönlichen Empfindung, die die Versöhnung in den Christen wirkt. Sie ist die Freudigkeit.

Man spürt, wie auch dieses Büchlein aus persönlicher Begegnung mit Christus heraus geschrieben ist. Sein Christsein bestätigt auch Haller, indem er mit großem Eifer den Bau einer Kirche in Göttingen betrieb. Und nun möchte ich einen Satz aus einem Briefe anführen, den er am 7. Dezember 1777 an Professor Heyne in Göttingen kurz vor seinem Tode geschrieben hat: „Meine Laster liegen vor mir ausgebreitet, es ist ein fürchterliches Heer, in siebzig Jahren gesammelt, das wider mich zu Felde zieht. Dem habe ich nichts als eine unermessliche Barmherzigkeit entgegenzusetzen, die aber zu meinem ewigen Troste vorhanden ist und sich im Leben, Leiden und Sterben Christi an den Tag legt!“ Arzt und Christ!

Pfarrer Richter-Schlettau.

Zum Johannistage 1937

Heut pilgern wir zu Euch am Johannistage
und bringen Euch Blumen zu Eurem Grabe.
Wir stehen stumm und können nicht begreifen,
daß Gott durch Leid und Trübsal läßt unsre Seele reifen.

Da ruht nun still — wer viel gelitten —
zu manchem jungen Mensch kam auch der Tod geschritten.
Und in den Gräbern klein ruht süßes Leben,
nicht Jammer groß und Tränen viel vermags zurückzugeben.

Wir schmücken voll Liebe Eure Grabesstätte
und manches Herz würde brechen, wenn es den Trost nicht hätte,
daß Eure Seel' einging zum ewigen Leben,
wo Schmerz und Leid es nimmermehr soll geben.

Nun ruhet aus — verbunden sind wir immer,
wenn auch auf Erden hier — wir Euch erschauen nimmer.
Ruht still nach Lebens Müß' und Lasten —
bei Gott ist Euch beschieden ein seligeres Rasten.

Uns aber laßt pilgern am Johannistage
zu Euch — und Blumen bringen zu Eurem Grabe.
Bei Euch ist's so still — um Euer Grab ein sanftes Wehen —
dem Vergehen — ein Wiedersehen!

Irmgard Burkert-Sacher.

Niemand weiß, wo sie ruhen...

Die verlorenen Gräber berühmter Männer.

Bergebens wird man oft nach den Grabstätten berühmter Männer suchen, Menschen, die in die Weltgeschichte eingegangen sind, deren Namen und Taten bis heute nicht vergessen sind, für die auch Denkmale aufgestellt wurden, aber nicht an deren Todesstätte, ja, deren letzten Ruhestätte man gar nicht mehr weiß und nicht mehr finden kann, trotz eifrigster Nachforschungen.

*

Durch Zufall gefunden.

Durch einen reinen Zufall hat man unlängst das Grab des großen italienischen Malers Botticelli gefunden. Der italienische Forscher Pater Giuseppe Calamadrei stieß in alten Kirchenbüchern auf interessante Aufzeichnungen, die über die letzte Ruhestätte Botticellis, von der man bislang so viel wie nichts gewußt hat, guten Aufschluß gaben. Im weiteren Verfolg seiner Nachforschungen fand Calamadrei in der Florentiner Kirche Ognisanti das Grab des Malers, das der Vergessenheit anheimgefallen war und nun eine würdige Ausgestaltung erfahren soll.

*

Der Kopf des Mahdi gefunden?

Den Kopf des Mahdi, den die Derwische Afrikas als eine Art Heiligtum ansahen, hatte man ebenfalls lange Zeit aus dem Gesichte bekommen. Wenn man den Nachrichten Glauben schenken darf, die aus Aegypten kommen, dann soll es einem ägyptischen Nationalisten gelungen sein, den Kopf des Mahdi aufzufinden. Der Mahdi hatte bekanntlich im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts den großen afrikanischen Aufstand gegen die Engländer entfesselt, bei dem Gordon, der berühmte englische General, in Karthum den Tod fand.

Mozart und Hebel.

Leider sind auch einige unserer großen Geisteshelden unter denen, von deren letzter Ruhestätte man nichts weiß. Mozart, einer unserer größten Musiker, verlebte die letzten Jahre seines Lebens in größter Armut, und als man ihn 1791 in Wien bestattete, da setzte man ihn in einem großen Armengrab, in einem Pestgrab, bei, verlassen und vergessen, wie den Nächstbesten, von dessen Grab man ebensoviel weiß wie von den Seinen.

Auch Johann Peter Hebels, des badischen Dichters, Grab ist in Vergessenheit geraten. Wohl weiß man, daß man ihn im alten Friedhof von Schwetzingen beisetzte, aber im Laufe der Jahre vergaß man über verschiedenen Neuerungen und Neubauten das Grab des Dichters, dem man in der Nähe seines Bestattungsortes noch ein Denkmal setzte.

Alexander und der Ritter Bayard.

Selbst des großen Alexanders, des jungen Welteroberers Grab, hat man nicht gefunden. Der ägyptische Professor Brecchia ist eben daran, eine neue Spur zu verfolgen, die ihn zu dem

Grabe des in jungen Jahren in Babylon verstorbenen mazedonischen Königs führen soll. Brecchia vermutet, daß das Grab Alexanders des Großen unter einer Moschee, die den Namen Sul Karnein führt, liegen soll.

Bislang glaubte man, daß das Grab des französischen Ritters Bayard bekannt sei, des großen Streiters, der zu Franz I. Zeiten den Spaniern viel zu schaffen machte und an der Garigliano Brücke einmal ganz allein 200 Spanier vom Leben zum Tode beförderte. In einem kleinen Dorf Frankreichs vermutete man in einem schönen Schrein die Gebeine des vielgerühmten Ritters. Unlängst hielt ein Arzt, der anscheinend alles genau wissen wollte, in dem Schrein, der schön versiegelt war, Nachschau und fand — die Knochen einer Frau. Da er die Knochen einwandfrei als die eines weiblichen Wesens identifizierte, mußte man ein altes Märchen, das so schön gewesen war, zerstören. Seitdem ist auch Ritter Bayards Grab verschollen und unbekannt.

Erzgebirgische Schnorken

Sei Standpunkt. Dr. Krahwinkel-Johann war Waldarbeit un hatt bei ner gruñn Kält in en Birkriegsgahr de Händ drfrorn. Zur Behondling suchet ar ne Weischnr-Dokter auf. Doch mit dr Häling gings langsam. Un su kam's, doß dr Johann wagn dr Hochzig von sen Gruñn in dr Fremd mit die biesn Händ längere Zeit verrējn mōßt. Dr. Dokter vrschrieb nu zr Fortsehung dr Kur ne Johanna ene größere Büch' Salb. Dodrzu mußst odr dr Kranke de Eiwillingig dr Krankentass' hobn. 'r trug nu ne Leibmr-Oskar, dar de Geschäft führet, sei M'liegn dir. Dr Oskar odr zug de Achseln na un saht: „Wenn de zon Brgnügn fahrn last, Johann, hast de a Zeit zon Krahn wennis läßt, do brauchst de a lä Salb!“

Die große Hitze — eine Katastrophen-Gefahr im Walde

So gut es die Sonne auch meint, dieses Uebermaß an Hitze wird zu einer riesengroßen Gefahr. Bauern, Siedler und Gärtner müssen die letzten Kräfte aufbieten, um die furchtbaren Folgen der Dürre auf dem Acker und im Garten zu vermeiden. Zu allen diesen Sorgen hat sich nunmehr eine neue, nicht weniger große, gesellt: die sengende Glut macht unsere deutschen Wälder gegen Waldbrand nahezu wehrlos. Ein einziger Funke kann zur Katastrophe führen. Jedem einzelnen von uns gehört der deutsche Wald, daher ist auch jeder einzelne verpflichtet, sich dafür einzusetzen, daß kein Baum in unseren deutschen Wäldern den Flammen zum Opfer fällt. Der Wald ist eine ungeheuer wichtige Rohstoffquelle. Er liefert uns nicht nur das Holz, er bringt uns auch Harz, Gerbstoffe, Kräuter, Gräser, Beeren, Wild und Früchte — er ist uns unentbehrlich. Jene eigennütigen Zeitgenossen, die sich nicht den zum Besten der Allgemeinheit geschaffenen Gewohnheiten und Gesetzen unterwerfen wollen, muß ihr frevelhaftes Treiben unmöglich gemacht werden. Sie sollen als das gekennzeichnet werden, was sie sind: Brandstifter! Die volkswirtschaftliche und volksgeundheitliche

Bedeutung unseres Waldbestandes verpflichtet uns, dafür zu sorgen, daß kein Volksvermögen nutzlos und unwiederbringlich durch Waldbrand vernichtet wird.



war ein Geräusch vorhanden, das die Lautstärke der Gespräche etwas deckte.

„Wie Sie meinen“, äußerte sich Ann-Christin überaus liebenswürdig.

„Ueberhaupt, wäre es nicht netter, wir wechselten das Lokal?“

„Aber — das fände ich doch übertrieben. Außerdem wissen Sie ja auch, ich hab' nicht mehr so viel Zeit.“

„Sie könnten die Stunde absagen. Sie zogen es ja vorhin selbst in Erwägung.“

„Gott, es lohnt sich wohl doch nicht recht.“ Es zuckte um ihre Mundwinkel. „So viel Hochzeitsvorbereitungen wären wohl zwischen uns zwei Beiden nicht zu besprechen.“

Kaum merklich, aber sehr bewußt, hatte sie die Worte „Hochzeit“ und „zwischen uns zwei Beiden“ leicht betont. Sie war sich zwar im Augenblick nicht klar darüber, was sie damit bezweckte, aber wissen konnte man nie, wozu etwas gut war. Zum mindesten hatte sie erreicht, daß die junge Dame ihrer Freundin die Hand auf den Mund legte und ihr mit den Augen sowohl wie mit einer Kopfbewegung den Wink gab, zu schweigen und beim anderen Tisch zuzuhören. Dabei bewegten sich ihre Lippen, als wollte sie „Freundchen, Freundchen“ sagen.

Karthesius war recht unbehaglich zumute. Das war doch höchst unsympathisch, daß seine alte Freundin Carla ausgerechnet bei diesem Gespräch mit den Ohren dabei sein sollte. Nochmals bat er darum leise und betonte seinerseits nur das erste Wort „Gnädige Frau“ etwas mehr als die anderen. „Sagen Sie doch ab. Wozu wollen Sie überhaupt heute noch eine Stunde geben. Haben Sie gar nicht mehr nötig. Wir werden wo anders eine Kleinigkeit essen.“

„Na schön“, entschloß sich Ann-Christin und ging wiederum an der Bar vorbei nach hinten in den kleinen Korridor. Das Telephon hing dort ganz offen. Ihr Herz klopfte irrsinnig schnell. Als sie den Hörer abnahm, klingelte es einmal kurz und merkwürdig. Die Verbindung mit Robert Walter bekam sie schnell. Er war gleich am Apparat. Sie sagte nur: „Eilen Sie sich, Joachimsthaler Straße, weiß nicht die Nummer, kleine Bar, weißes Schaufenster, schwarz bemalt, wir wollen aber gleich weitergehen.“

„Gut!“ kam seine Stimme zurück und er hing ab. Während Ann-Christin den Hörer wieder auflegte, hörte sie noch, daß wieder irgendein Becker anschlug. Aber die Frau wußte nicht, was das bedeutete, es war mehr instinktiv, daß deswegen eine kleine Unsicherheit sie überlief.

Der Instinkt, aber trotz die Frau nicht. Der Mizer Johnny hatte auf einen Wink von Karthesius abgehört hinter dem Barisch. Das war eine höchst praktische Einrichtung, dieser Abhörapparat. Dr. Karthesius hatte ihn selbst einmal vor Jahren dem Barbesitzer vorgeschlagen, und beide hatten verschiedentlich rechten Vorteil davon gehabt. So wie zum Beispiel eben, war Karthesius schon früher öfters von wichtigen Telephongesprächen unterrichtet worden, die die Folge hatten, daß er sofort den Schlüssel zur Hintertür in die Hand gedrückt bekam.

Er konnte noch murmeln „Verfluchte Schweinerei“, bat seinen Freund Johnny leise „Guck dir den Mann, der dann nachher kommen will, möglichst genau an“, dann kam Ann-Christin schon wieder herein und setzte sich mit freundlichem Gesicht auf ihren Platz. „D. R. Alles in Ordnung“, sagte sie.

„D. R.“ wiederholte Karthesius und nickte bitter vor sich hin. „Dann wollen wir gehen.“

„Ja — aber ich muß doch erst noch mein Glas austrinken. Ist Ihr Rännchen denn schon leer?“ Sie beugte sich ein wenig vor und griff mit ihrer Hand nach dem Deckel. „Ach, Sie haben ja noch mindestens zwei Täßchen drin.“

„Die können ja drin bleiben.“

„Warum haben Sie's denn auf einmal so eilig? Jetzt hab ich mir doch nun Zeit genommen —“ Sie guckte auf ihre Uhr, es sind erst vier Minuten seit dem Telephongespräch ver-

gangen, sie redete also eifrig weiter — „ob wir eine halbe Stunde früher oder später zum Chrestaurant kommen, ist doch egal, und das Radio über-tönt wirklich ganz schön unsere Worte, finden Sie nicht?“

„Ja, ja schon — trotzdem — begreifen Sie nicht, daß mir nicht so ganz behaglich zumute ist?“ antwortete Karthesius.

Ann-Christin begriff das durchaus, in doppeltem Sinne sogar, sagte aber, während sie zu Carla hinüberschaute: „Die Kleine hat doch bestimmt schon wieder einen neuen Freund — so niedlich, wie

sie aussieht!“ Dabei hatte sie wieder einmal verstoßen auf die kleine Armbanduhr geschaut — sieben Minuten!

Karthesius rief „Zahlen!“, und die Frau wußte nicht, wie sie es hindern sollte. Im ersten Augenblick wollte sie das Coblerglas aus Versehen umwerfen, aber dabei hätte sie sich schließlich nur ihren Rock ruiniert, und die ganze Geschichte hätte höchstens zwei Minuten gedauert. Sie verwarf also diese Idee, und sofort kam ihr eine neue.

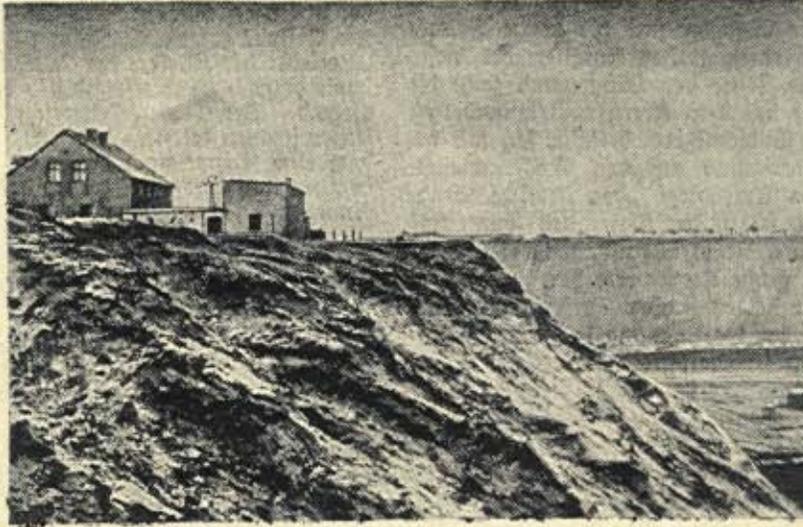
Während Karthesius Geld aus der Tasche zog, puderte sie sich noch einmal, vergaß dann, den Reißverschluss ihrer Handtasche zuzuziehen, und beim Aufstehen schüttete sie den ganzen Inhalt auf die Erde. Papiere flatterten umher, harte Gegenstände kullerten umher, und Ann-Christin sah sich alles mit einem schrecklich unglücklichen Gesicht an. Der Mann schluckte ein „Zum Kot . . .“ hinunter. „Johnny, helfen Sie doch mal ein bißchen“ und bückte sich.

Natürlich machte sich Fräulein Carla ein Vergnügen daraus, gerade jetzt eine Bestellung für einen Cocktail aufzugeben, so daß Karthesius allein auf der Erde herumkriechen mußte. Ann-Christin stammelte „Wie furchtbar unangenehm“ und bückte sich ebenfalls. „Nun lernen Sie wenigstens gleich den Inhalt meiner Handtasche kennen.“

„Da wird och nich viel anderes drin sein als bei jeder Frau“, brummte Karthesius verärgert.

Zur gleichen Zeit und mit dem gleichen Gedanken gukten jetzt beide nach der Uhr. Fünfzehn Minuten waren vergangen, stellte die Frau glücklich fest, während dem Mann ein „Verflucht“ auf die Lippen kam.

(Fortsetzung folgt.)



Ein Dorf verschwindet. Bei Semmenberg im Niederlausitzer Braunkohlenrevier wird jetzt das alte, einst 400 Einwohner zählende Dorf Laubusch vollkommen abgerissen. Der Abbruch wurde bedingt durch das große Braunkohlenvorkommen in der Tiefe des Erdreiches unter dem Dorf. Die Bewohner werden durch die zuständige Bergbaugesellschaft in modernen und schönen Siedlungshäusern untergebracht. Unser Bild zeigt ein Haus vor dem Abbruch. Rechts schiebt sich schon der tiefe Tagebau der Braunkohlengrube heran. (Weltbild, Zander-K.)

Volkskunst im Erzgebirgsmuseum Annaberg

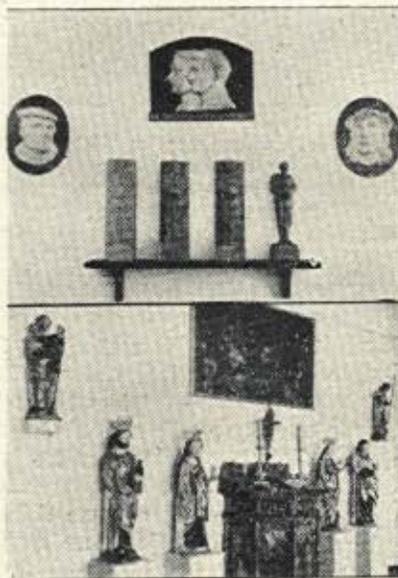
Von Museumsleiter R. Burjjan.

„Das Volk, das ringsum im Gebirge haust, nimmt gern die Bastelklinge in die Faust.“

So beginnt Kurt Arnold Findeisen sein Gedicht „Feierabendschniger“. Frühzeitig war schon im Erzgebirge die Bildschnitzerei zu Hause, gab doch der reiche Holzbestand die Möglichkeit, hier eine bodenständige Kunst zu entwickeln, die sich zuerst kirchlich betätigte. So schmückten um 1500 die Arnstfelder Kirche Heiligengestalten, die damals von erzgebirgischen Bildschnitzern geschaffen wurden. Besonders St. Anna selbdritt (mit Maria und Jesuskind), die hier im Bilde zu sehen ist, zeigt ganz mittelalterliche, rein deutsche Auffassung. Der westentwandte Blick, der innig zarte Ausdruck der Gesichter und der reiche Faltenwurf der Gewänder verraten einen großen Künstler, der dieses Bildwerk geschaffen hat. Die Mitte der Längswand zeigt die Kanzel aus Kleinrückerswalde mit dem Kreuz vom Annaberger Bergamt. Die vollstümliche Bildschnitzerei betätigt sich mit besonderer Liebe in der Vorbereitung auf das Weihnachtsfest; nennt man doch deshalb das Erzgebirge „das deutsche Weihnachtsland“. Am Feierabend schafft der Vater den Berg, und die Krippen- und Schnitzvereine, die es überall im Gebirge gibt, stellen in Gemeinschaftsarbeit große Kunstwerke her. Besonders heimatlich empfunden sind die beiden großen Krippen mit Darstellungen des Bergbaus und der Nachahmung des ersten Eisenbahnzuges der Linie Annaberg—Chemnitz vom Jahre 1866. Heimat schaut auch von der Decke auf uns herab. Ueber den Krippen hängen alte sogen. Spinnen mit Delnäßchen als Beleuchtung, ein Engel mit Blumenkorb, ein Bergmannsleuchter, der die schwierige und gefährliche Einfahrt in den Schacht zeigt. Der Leuchter, der im Bilde zu sehen ist, grüßt wie ein großer Blumenstrauß die Besucher des Museums und kündigt ihnen, daß erzgebirgische Heimatkunst hier ihre Pflegstätte hat. Es ist ein Meisterstück, entworfen und gearbeitet von Oberl. Paul Kögel in Annaberg. Die Figuren — Engel und Bergleute in Alt-Annaberger Tracht — wurden von Kunstschneider

Paul Schneider hergestellt. Eine jede Figur ist ein Kunstwerk für sich. Der Raum zeigt noch Meisterwerke der Bildschnitzkunst. Es sind Relieifarbeiten des Meisters Beyer aus Sehma (Fa. Otto Breischneider). Die Bilder zeigen Köpfe weltlicher und kirchlicher Helden: der Führer und Hindenburg, Christus und Luther. Darunter steht ein Soldat des Weltkrieges, der zugleich die Entstehung einer Figur aufzeigt: Helm ab zum Geber. Eine besonders schwierige Art der Reliefarbeit stellt Reichsstatthalter Martin Wutschmann dar. Schauschränke zeigen uns das Handwerkszeug des Schnitzers und die Feierabendkunst des Erzgebirgers. In den freien Abendstunden arbeitet der Vater am Holze. Die Kinder schauen ihm zu, nehmen selbst ein Stück in die Hand, um dabei zu lernen, wie ein totes Stück Holz Leben gewinnt. Ein schönes Beispiel erzgeb. Auffassung ist das „Waldkleeblatt“ von Bach, Elterlein: der Köhler, der Waldarbeiter u. der Kuhbuttenmann, sowie erzgeb. „Typen“ und Tiere von den Schnitzern Lange und Behold. Den Raum beherrscht als Mittelstück eine Pyramide. Unten schauen wir in ein mit Schindeln bedecktes Haus und sehen dort eine Krippe nach deutscher Art. Kinder und Waldarbeiter bringen ihre Gaben. Darüber dreht sich in drei Stockwerken: der Annaberger Bergaufzug, eine erzgeb. Jagd und die früheren Ziegenhirten am Pöhlberg. Die Pyramide erhebt sich auf einer Platte, die getragen wird von einem Tischträger aus dem 16. Jahrhundert. Sie ist ein Meisterwerk unseres einheimischen Kunstschneiders Paul Schneider. Hier hat er seine Liebe zur Heimat verankert. So will uns der neue Raum für erzgeb. Volkskunst einen geschichtlichen Einblick in die alteingesessene

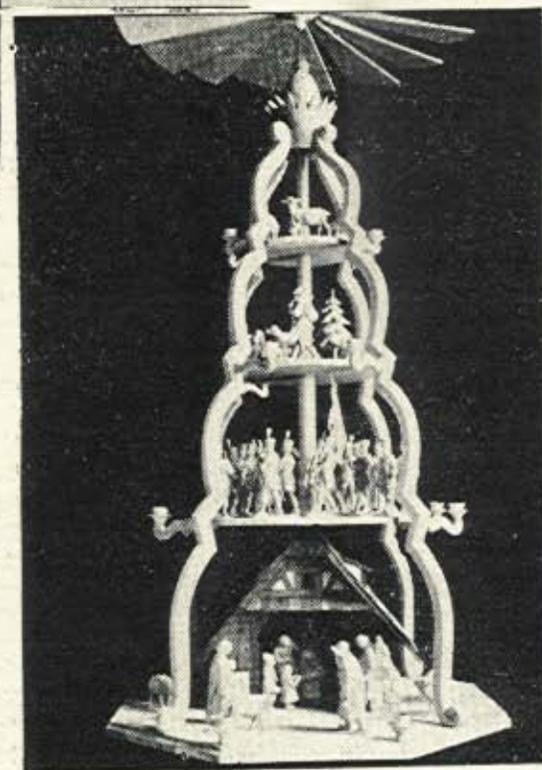
Holzchnitzerei im Gebirge geben, auch den Fremden vor Augen führen, wie ein Schnitzwerk entsteht, uns allen aber Meisterwerke der Gegenwart u. frohes Feierabendschaffen des Volkes zeigen, sodas uns aus diesem Raume entgegenklingt: Hab' deine Heimat lieb! Halt sie in Ehren! Und sie zu schützen sei allezeit dir eine Dankespflicht!



(Bilder oben: Rechts: Anna selbdritt. Daneben: Meisterwerke der Bildschnitzkunst. Darunter: Früheste kirchliche Schnitzkunst im Erzgebirge [um 1500].) (Aufnahmen: W. Heinze-Annaberg.)



(Bild nebenstehend links: Erzgebirgsleuchter mit Engel und Bergmann. [Aufnahme: O. Auerwald, Annaberg].)



(Bild nebenstehend rechts: Schneiderische Pyramide im Erzgebirgsmuseum.)

Nooch'n Feierohtm

Schwere Soldatzeitn

Von Maximilian Weigel, Annaberg.

Na dr Karl liegt nu schie lang unner dr Ard. Wenn mr sei dra denkt, doß su e Driefel von en Maa schie ins Gros beißn mußt, do laa mr'sch gar net vrschiehe, wie nu mannichsmol sitte Bärnmannle, dan mr'sch Batrunsr durch de Baßn bloßn laa, achtzig odr neinzig Gahr alt warn. Dr Karl war meitog e schtämmiger Kerl gewasn. Se hatt' ne zu de Bomber ausgehübun un ar hatt drei Gahr draußn in Mez bei dr schwer'n Attallerie geschändn. Do hattn se ne nu schie e bissel Schliß neigeschafft odr e Orchenal war ar drwagn trogdam gebliebn.

In senn gunge Gahrn dirn Citraßn hot ar nu dos un gä's gemacht. In dr Mühl war ar wie drhäm. Do hot ar de Kinner gewart't, die wie de Drgelpfeißn bei dr Müllerschfraa alle Gahr eikomme tatn. Ar konnt noch, wie ar nu schie e Maa war, die grußn Spacksettgriefsnbemme net drgassn, die ar nu su die Gahr dohar in dr Mühl neigeschtoppt hatt. Drnabn har hatt ar de Küh miet gehütt't un wenn dar odr gener Wag gemacht warn mußt, do mußt abn dr Karl harhaltm. Ar mußt, wie ar schie aus dr Schul war, miet off dr Mangel giehe un drehe, ne Kinnerwogn fahrn, dr Müllern 's Garn ohaltm, mit de Kinner schpieln un aa de Kinner eimiegn. Wie se ne nu zon Miletär huletn un ar aus setter Altweweisnarbet rausgerisßn wurm war, do sei ne arsch't de Mogn aufgange. Wenn ar aa gruß un stark war, do war ar nu net drauß eigericht, sitte gruße Mörser rim un nim ze drehe, wie se's nu su ben Miletär von ne vrlange tatn. Do war nu schie dos Kinnerwartn un 's Küh'hüt'n lächter gewasn un ar hot mannichsmol ohmds in dr altn Sachsntafeln geflescht. Wie se in Mez odr wagtriegn tatn, doß dr Karl su in dr Hausarbet drhäm war, wur ar Bursche bei en Major. Von do aa klange nu schie de Brief, die ar ehäm schrieb, ganz annerschter. Do hot's ne do draußn bei de Franzusn, wie ar egal sogn tat, su halbnwags gefalln. Sei Major war mit ne sähr zefriedn un dr Karl aa, dar'schs drzu noch mit dr Köch'n gehalten hot, die ne Schlesingern war. Wie ar salberscht saht, hätt'r off dr Schieherei, ebb'r gar noch mit dan grußn Kanone, net drhaußn gabn un dos hot mr aa zwanzig Gahr spöter gemarkt, wie ar in Krieg nooch Mez eigezugn wur. Ar stand in dritt'n Debot. Mr hatt net viel drou gemerkt, doß ar drei aktive Miletärgahr hinner siech hatt. „Mensch“ hat ne dr Feldwabel Senfert agebrüllt, „mos hobn Sie dä eegntlich in dan drei aktion Gahr gelärnt.“ Do hot dr Karl gesaht, doß ar Bursche benn izigen General Schramm gewasn wär un doß ar sich noch heit mit sen salign Major zon Reigahr schreibn tät. Su gewichst war nu schie dr Karl, dar geleich en Spigname waggesehnapp't hatt un dan se nār ne Kärmeskarl häßn tatn. Dä wie ar in August 1915 als Landschurturmmaa in Mez eigezugn war, wollt ar schie drei Bohn drnooch Kärmesurlaub off Geyer hobn. Do hot ne dr Feldwabel odr net garschtig aus'n Lumpn geschüttelt. Wos hot mei Karl gemacht, ar hot an sen'n General geschriebln un schie e paar Tog drnooch wur ne off dr Bataillonschreibstüb de Urlaubspapier ausgehännigt. Wenn ar aa von do a nār noch dr Kärmis-Karl in Mez häßn tat, durchgeseht hatt ar doch dan Kärmisurlaub von Mez rei. „Jech un mei General mir sehn alles durch“ hot do dr Karl gesaht. Nooch e paar Wochen kam dr Karl naus ins Fald. Wan ar nār su kannt, von dan hot ar Abschied genomme. „Ei, ei, doß mr siech noch emol mit Imand rimzankn sollt, hätt iech in men Labn net gedacht. Nu dos sog iech Eich sei, iech sang mit län'n Franzus' von mir aus Krawall a.“ Ar kam odr aa net weit. Dr Bataillonspieß Lindner kannt ne Karl ausn Gebärg un hot ne e Bummelch bei en Psaardepot geleich hinner Sedan vrschafft. Dortn log e sächs'sche Batterie un die brauchem en halblawetn

Soldat, dar als Kühgung un zon Psaarhüter ze gebrauchn war. An's Starbn brauch't dortn dr Karl net ze denk'n. Odr dortn hot ar e Ding drlabt, wos amende, wie ar hinnerhar alln Leitn drzöhlt hot, wuhl in ganzn Krieg lä annerer Soldat durchgemacht hatt. Wie mir noochn Krieg emol hintn off'n Schoßeehaus soßn, kimmt mei Frißsch-Karl rei. Zon Gaagn hatt mr lä Lust, weil's draußn Kühgunge regne tat. Ar fräet sich, wie ar miech altn Kriegskamerad wieder soog. „Nu, Karl, brakel nār emol uns Gaagern wos von dein'n Drlabnis von Sedan!“ Un nu gings lus. Ar fing mit sen'n Kärmisurlaub a, ging zerid auf seiner aktiven Dienstzeit, wu ar ben General Bursche gewasn war un wu ne de Köch'n de Burschfiez'n egal nār su zugeseht hatt un kimmt nu off sei Sedanger Mollhör ze streitn. „Nä, wenn iech do dra denk, wie iech dortn in dār pulischn Begnd hietam. Wu mei Truppntäl eegntlich log, ho iech übrhaupt net drfahrn. De Pöhning krieget iech off dr Kommandantur, dos warn Stockpreißn. Draußn hattn mir, iech un äner, dar net bis dreie zöhln konnt un übrhaupt net wußt, wu ar eegntlich har war, owachselnd immer esu fümf lahme Psaar un su e sechs Stück Milichküh ze hüt'n un ze maltn. De erscht'n paar Tog hatt iech nisch't drwider. Jech un dar annere mir warn ganz salbständig. Von Zeit ze Zeit kam su, iech wäß net, wie mr geleich su en Tierarzt nennt, dar war sugar e rich'tiger Stockbayer, un blötet uns tüchtig aa. Jech müßt kügn, wos dar esu gesaht hoot. Wenn mr in dr Kommandantur neikam un die paar Krötm huln wollt, sprooch'n se wieder Stockwürttmbergisch un die Leit im Dorf rim warn Stockfranzusn. Nä, dos aa su e Ugelid gabn konnt, hat iech sei net gedacht. Mit niemand net konnt mr siech unnerhaltm. 's warn wuhl e acht Wochen vrgange, wu iech lä Wort gesaht hob. Jech market schie, wie's siech bei mir off dr Sprooch legn tat. Jech bie nei in dan Psaarstall gange un hob e bissel geprobt, ob iech zewingst noch Geyersch redn könn't. Mr standn de Haar ze Barg, iech bracht lä Wort raus un do ho iech wie e Kind sachte wieder agefange mit: „Batr, Muttr, Milich“ un wie nu su de Kinner su babeln. Jech ho nochert aa mit de Psaar un de Küh miech geeyersch unnerhaltm, domiet iech nār wos ze streitn hatt un de Sprooch net ganz vrlärnt tat. Hätt iech miech net salberscht bei dan Streitvorlarne drwischt, iech wär amende stumm ehäm komme. Su e Mollhör laa siech niemand ausdentn. Geschos'n hob'n se dortn net, odr nār unner Stockfranzusn, Stockpreißn, Stockbayern un Stockwürttmberger eigelastelt ze sei, dos war mir'sch's Schlimmste, wos mr im Krieg su passiern konnt, nä, änn su de Mutter sprooch ozeßneidn. Jech denk, miech trifft dr Schlog, wie iech off emol drinne off dr Kommandantur virgelodn bie un dort en'n Zwölfer soog. Dar tat mit dan Stockpreißn preißisch un mit mir gebargisch redn. Ar war aus dr Schlem. Jech kam mir vir, als ob iech getraamt hätt. Noochn vartel Gahr 's erschte Mol wieder de Heimatsprooch. Un iech wur ogelöst. Worüm wußt iech odr net. Jech mußt wieder off Mez un dort hot miech dr Lindner aa noch aus de Lumpn geschüttelt, 'r hätt mir nu su e Bummelch vrschaffn wolln un do wärn odr de Klogn übr Klogn draußn reikomme, wunooch iech sugar taabstumm sei sollt, dar Viechstabsarzt hatt sugar geschriebln, doß ar noch lä fitts Knallhorn im Krieg gesahe hätt. Jech bie nochert von Mez aus wagn übrkommener Dienstunfähigkeit, wie se su in men'n Paß neigeschriebln hattn, nooch Geyer entlassn worn. Do hot's nu wieder erscht Wochen gedauert, eh iech miech wieder an dr Geyerschn Sprooch gewöhnt hatt, iech hatt, wie se dozemol su sahtn, su wos stockpreißisch un stockfranzösisch in meiner Sprooch liegn.

Festtage in Schwarzenberg

Erinnerungen an den Besuch Dr. Ley's in Schwarzenberg, der bekanntlich am 8. Juni dieses Jahres stattfand und einen überaus harmonischen Verlauf nahm, sollen heute unsere Bilder vermitteln. Es ist erinnerlich, daß dieser Besuch für das ganze Erzgebirge ein Ereignis gewesen ist, waren doch eben hohe Gäste in Schwarzenberg eingetroffen, um an einer Stätte der Arbeit hier in unserem Erzgebirge mit den Arbeitern und mit dem Unternehmer der Krauß-Werke Stunden frohen Beisammenseins feiern zu können. Unser erstes Bild (nebenstehend) zeigt uns den Betriebsführer Krauß bei seiner Begrüßungsansprache an die Teilnehmer. Sein Gruß galt insonderheit unserem Gauleiter Mutzmann und dem Reichsleiter Dr. Ley. Neben dem Rednerpult sieht man die goldene Fahne, die dem Betrieb als besondere Auszeichnung verliehen worden war. Auf Vorschlag des Reichsleiters der Deutschen Arbeitsfront hatte der Führer dem Betrieb der Krauß-Werke diese hohe Auszeichnung verliehen und ihm das Prädikat eines „Nationalsozialistischen Musterbetriebes“ erteilt und dem Betriebsführer eine Urkunde folgenden Inhalts überreicht: „Der Führer. Ich verleihe auf Vorschlag des Herrn Reichsleiters der Deutschen Arbeitsfront



Betriebsführer Krauß begrüßt die Teilnehmer am Kameradschafts-Abend. Rechts die goldene Fahne



Otto Gebühr in dem Schwank „Der wunderne Klempergejelle“

dem Betrieb Krauß-Werke Schwarzenberg die Auszeichnung „Nationalsozialistischer Musterbetrieb“. Die Auszeichnung erfolgt auf Grund meiner Verfügung vom 29. 8. 1936 über nationalsozialistische Musterbetriebe.“ Gleichzeitig überreichte der Reichsleiter dem Betriebsführer Pg. Krauß und dem Betriebsobmann Weißflog das goldene Ehrenzeichen, das goldene Rad. Nur selten werden ja solch hohe Auszeichnungen verliehen. Wir Erzgebirgler sind deshalb stolz darauf, daß einem Betrieb unserer engeren Heimat diese Ehre zuteil werden konnte. In den Krauß-Werken klingt allerdings das hohe Lied der Arbeit auch in ganz besonderem Maße. Wer durch das Tal nach Schwarzenberg kommt, dem fällt der gewaltige Betrieb auf, der hört das Hämmern und Klopfen in vieltausendstimmigem Chor und freut sich der Arbeit, die so vielen deutschen Volksgenossen hier Arbeit und Brot bringt. Die Erzeugnisse der Krauß-Werke sind hinreichend bekannt; nicht nur in jedem Ort der Heimat werden sie vertrieben, nein, sie ziehen hinaus ins deutsche Vaterland, weit in die Ferne werden sie versandt und künden in ihrer Art den Ruhm deutscher Erzeugnisse, künden die Arbeitsfreude unseres Erzgebirges, die nun neu erblüht,

als der Führer dem Vaterland einen so ungeahnten Aufschwung verlieh. Zur Arbeit gehört Frohsinn, das ward bezeugt an jenem Tag, von dem unsere Bilder sprechen. So sehen wir Peter Harlahn aus Markneukirchen, der das lustige Hammerschmied-Lied singt (Bild untenstehend), sehen Otto Gebühr in dem Schwank „Der wandernde Klempergejelle“. — In diesen fröhlichen Darbietungen bei dem Unterhaltungsabend in den Krauß-Werken sollten zugleich Ausschnitte aus dem Leben der Krauß-Klemperer geboten werden. In festfröhlicher Stimmung sollte damit eine Verbindung geknüpft werden zu dem großen Werk, dem die hohe Auszeichnung der Regierung zuteil wurde. Wer diese Feier mit erlebt hat, dem wird sie lebendig bleiben als ein Lied der erzgebirgischen Arbeit, die uns Gott erhalten wolle unter dem Schutz und Schirm des neuen deutschen Reiches.

(3 Photos: Copyright Presse Illustrationen Hoffmann, Berlin SW. 68, Kochstraße 10.)



Peter Harlahn aus Markneukirchen singt das Hammerschmied-Lied